

4. Sonntag vor der Passionszeit 2025, Mk 4,35-41

Liebe Gemeinde, Sie können sich denken: Ich habe schon öfter über die Sturmstillung gepredigt und noch viel öfter Predigten drüber gelesen und gehört. Und oft (auch bei mir) der Tenor: Manchmal gibt's Zeiten, wo es hoch her geht, aber du musst nur auf Jesus vertrauen und dann ist alles wieder gut. Wer alle 6 Jahre wieder über diesen Text predigen darf, entdeckt immer wieder etwas Neues. Das ist das Schöne am Bibellesen: Die Texte verbrauchen sich nicht, die Geschichten sind so tief, dass sie sich nicht in einer Botschaft erschöpfen. Es mag auch sein, vielleicht, dass ich mich selbst im Laufe der Zeit ändere. Dass ich klüger innerhalb von 6 Jahren werde. Oder dümmer. Jedenfalls, dass ich nicht mehr derselbe Leser bin.

Diese Woche stolperte ich bei der Predigtvorbereitung über die eher unscheinbare Einleitung: „Und am Abend desselben Tages sprach er zu ihnen: Lasst uns ans andre Ufer fahren.“ Das andere Ufer, das war damals keine Komfortzone für die kleine Schar des Nazareners, das war unvertrautes Terrain, keiner kannte sie dort. Sie werden dort auf einen kriegstraumatisierten Mann aus Gerasa treffen, auf eine ausgeblutete Frau, auf ein totes Mädchen. Das Ostufer: ganz bestimmt kein Heimspiel.

Und der See Genezareth? Einige unter uns durften auf unseren Israelreisen schon in ihm baden, davor ein kleiner Chardonnay, danach der Liegestuhl. Die ersten, die diese Sturmstillungsgeschichte zu hören bekamen, verbanden mit dem See kein Badevergnügen. Der Geschichtsschreiber Josephus berichtet aus dem Jahr 67 von einem Massaker der Römer an den Juden:

„Der ganze See sah aus, wie von Blut gerötet und wie von Leichen angefüllt, denn niemand konnte sich retten. Die ganze Gegend litt in den folgenden Tagen unter einem fürchterlichen Gestank und bot ein grässliches Bild. ... 6700 Menschen fanden den Tod...“

Lasst uns ans andre Ufer fahren, befiehlt Jesus seinen Jüngern, raus aus der Komfortzone, raus auf entsetzlich blutrote, traumatische Tiefen, Lasst uns ans andre Ufer fahren. Was für ein harmloser Satz dem, der den Hintergrund nicht kennt. Christus schickt seine Jünger selbst in die Tiefe. Er lässt sie keine kleine schnuckelige Kapelle bauen, wo sie warm und trocken ihren Privatglauben abfeiern können. Er zeigt sich am Anfang unserer Geschichte nicht als Retter in der Not, sondern schickt seine Jünger selbst dorthin, wo die Angst und die Ungewissheit wohnen. So, als sei das was ganz Normales, so, als sei das nicht die Ausnahme, sondern die Regel: dass der Mensch in Gefahr lebt, dass er niemals wirklich sicher ist vor den Todesmächten dieser Welt.

Und die Jünger ließen das Volk gehen und nahmen ihn mit, wie er im Boot war, und es waren noch andere Boote bei ihm. Der kleine Christustrupp schippert also nicht allein auf dem Todessee. Andere, die wahrscheinlich von diesem Wanderprediger aus Nazareth noch nie gehört haben, sind mit von der Partie. Das Schiff, das sich Gemeinde nennt, ist demselben Klima ausgesetzt wie der Rest der Welt. Und dieses Klima ändert sich plötzlich. Fallwinde sausen von den Golanhöhen herab.

Und es erhebt sich ein großer Windwirbel, und die Wellen schlagen in das Boot, sodass das Boot schon voll wird. Und Jesus ist hinten im Boot und schläft auf einem Kissen. Der liebe Gott schläft in aller Seelenruhe, der Hüter Israels, von dem die Psalmisten singen, dass er nicht schlummert und schläft, macht ein Nickerchen mitten im Sturm auf mörderischer Tiefe.

Seelenruhe, ein Wort, das heutzutage den Tod der bedrohten Wortarten stirbt. So ein Gott kann auf seinem Kissen ja auch seelenruhig sein. Der Allmächtige wird schon nicht in den Fluten ersaufen. Die anderen Passagiere in den Booten schon. Der liebe Gott schläft himmlisch, die anderen bekommen zu

Recht höllische Angst. Das Wasser steigt, die Wellen bis zu 3 Meter hoch. Unser Text erwähnt nicht einmal, ob die Besatzung nicht noch verzweifelt versucht, das Meer aus dem Kahn zu herauszuschöpfen. Schließlich wecken sie den lieben Gott auf:

Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen? Ein verzweifelter Weckruf, ein Bekenntnis der Ohnmacht: O, Gott, wir können nicht mehr. O, Gott, uns gehorchen dieser Wind und diese Wellen nicht. O, Gott, wir gehen unter. Und auf einmal ist der liebe Gott hellwach und sagt zu Wind und Wellen: Schweig! Verstumme! Und der Wind legt sich und es wird sehr still.

Liebe Gemeinde, gehen wir mal davon aus, dass unsere Geschichte nicht davon erzählen will, dass der Heiland die Fallwinde von den Golanhöhen aufhalten kann, gehen wir mal davon aus, dass es sich hier nicht um einen Klimawandel im meteorologischen Sinn handelt, sondern um eine Veränderung des Gottesverhältnisses. Der Mensch ist am Ende seiner Kraft, schreit Gott an: Gerade dort öffnet sich das Fenster der Verwundbarkeit.

Die Älteren unter uns mögen diesen Begriff vielleicht noch aus der Atomwaffendiskussion kennen. Das Fenster der Verwundbarkeit war der Punkt, wo Nuklearwaffen das feindliche Verteidigungssystem durchdringen konnten: ein militärisches Horrorszenario für den Feind. Dorothee Sölle deutet es theologisch neu:

Die militärische Rede vom „Fenster der Verwundbarkeit“, das immer dicht verschlossen bleiben soll, macht hartherzig und verbaut die Chance, sich mit Menschen in Armut, Schmerz und Leid solidarisch zu zeigen und damit human zu handeln. Sölle schreibt: Ich hingegen „versuche mein Leben in der Anteilnahme zu erhalten, ich will das nicht mitmachen: dieses Sich-Anbiedern, dieses Sich - Einteilen, dieses Sich-In-den -passenden -Zusammenhang -Rücken, dieses Sich-Gewöhnen an das Unrecht, weil es häufig ist und überall vorkommt.“

Wer dem Aberglauben der Unverwundbarkeit abschwört, seine Schilde senkt und sich treffen lässt, öffnet sein Fenster der Verwundbarkeit und damit das Fenster zum Himmel. Und, nein, es geht hier nicht um Kriegstüchtigkeit und Verteidigungshaushalte, höchstens um den eigenen, persönlichen Verteidigungshaushalt. Wo machen wir die Schotten dicht? Wo lügen und biegen wir uns eine leidlose Welt zurecht? Wo lächeln und witzeln wir uns über Abgründe weg, über unsere eigenen und die unserer Nächsten?

Die Jünger auf dem See stoßen das Fenster der Verwundbarkeit auf: Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen? O, Gott, wir können nicht mehr. O Gott, uns gehorchen dieser Wind und diese Wellen nicht. O, Gott, wir gehen unter. Und Gott wird wach. Und es wird ruhig. Das Fenster der Verwundbarkeit... Noch immer glauben viele, Verwundbarkeit wäre allein ein Zeichen von Schwäche.

Wir sind kurz vor der Passionszeit. Unsere Geschichte erzählt von der Bedrohung menschlichen Lebens durch Krieg und Naturgewalten. Die Jünger machen nicht auf starken Mann. Die Feiglinge muten sich Gott zu und das Wunder geschieht. Bald wird dieser Gott selbst in Gethsemane Blut und Wasser schwitzen und vom Menschen fordern, mit ihm in seiner Todesangst zu wachen. Wenige Tage darauf geschieht das größte Wunder der Bibel: Der Tote wird vor den Toren Jerusalems wieder auferweckt.

Soweit sind wir noch nicht. Heute schickte Gott seine Menschen zu unbekanntem Ufern über tödliche Tiefen. So, als sei das was ganz Normales, so, als sei das nicht die Ausnahme, sondern die Regel: dass der Mensch in Gefahr lebt, dass er niemals wirklich sicher ist vor den Todesmächten dieser Welt. Lasst uns ans andre Ufer fahren. Hätten die Zwölf sich damals stattdessen ein kleines schnuckeliges Kapellchen an heimischen Gestaden gebaut: Sie hätten ihn nie gefunden. Amen.

Pastor Martin Hofmann